

Ablösung von Dachziegeln durch Schieferplatten (S. 186; 190) in *Belginum* und vielleicht Alzey im späten 4. Jh., was seinerseits wiederum eine Ursache für die Verteilungs- und Liefermuster sein kann – hat Scharf nach Meinung des Rez. zu Recht als wichtige Parameter herausgestellt. Andererseits bleibt generell das Verhältnis von gestempelter zu ungestempelter Ware nicht recht abschätzbar, was weniger für die großen staatlichen Funktionsbauten in Trier – zu beachten ist hier, daß auch die Kirche entscheidend von militärischen Produktionen (und Transportmöglichkeiten?) profitierte – von Belang ist, als gerade für vermeintlich zivile Einzelbauten, worauf Dolata gelegentlich der Bergung einer gestempelten *tegula* der *Milites Secundani* in Weinsheim, Kreis Bad Kreuznach hingewiesen hat (J. Dolata, Zum Fund eines spätantiken Militärziegels in einer römischen Villa in Weinsheim, Kreis Bad Kreuznach. Archäologie in Rheinland-Pfalz 2002, 107-109). Selbst wenn es sich in diesem Fall um eine valentinianzeitliche Herstellung handelt – im übrigen tauchen die *Secundani* in der ND XIL 20 als *Milites Secundae Flaviae Vangiones* immer noch auf (zu diesen: S. 255 f.) – ist die Überlegung Dolatas aus allgemeinen Gründen von einigem Gewicht, denn der mögliche statistische Fehler der kleinen Zahl kann sich durchaus ungünstig auf die Beschreibung und Erklärung von Distributionsmustern bezüglich der Produktionsstandorte, als auch der sich auf Ziegelstempel stützenden Abschätzung der Phasendauer der mit ihnen errichteten Bauten auswirken.

Da die *Cornacenses* in der Liste des *Dux Mogontiacensis* der ND nicht erscheinen, sie aber wohl, jedenfalls bezüglich der Ziegelproduktion – folgt man den Annahmen

Scharfs (S. 189 f.) – ab 369 im Zuge der valentinianischen Reorganisation der Rheingrenze belegbar sind, ist der *terminus post quem* für Trier in Kongruenz mit den verbauten (!) Münzen und Bauhölzern gegeben. Akzeptieren wir zudem die Tatsache, daß der Kodex spätestens 423 datiert, die genannte Truppe in der zugehörigen Liste nicht mehr erscheint, dürfte damit der *terminus ante quem* erreicht sein. Betrachten wir die Münzreihe aus dem Abwasserkanal des hinsichtlich der Erbauungszeit mit dem Bau III des Domes parallelen sog. Baptisteriums, die u. a. auch Stücke zwischen 388 und 408 enthält (W. Weber, „... wie ein großes Meer“. Deckendekorationen frühchristlicher Kirchen und die Befunde aus der Trierer Kirchenanlage, Trierer Winkelmannsprogramme 17, Mainz 2001, 16), ist für den Zeitpunkt des Abzugs bzw. der Vernichtung der *Cornacenses* nicht viel gewonnen, will man nicht wieder das bekannte Datum der germanischen Rheinüberschreitung 406/07 als konvergent heranziehen. Die phasenweise kontinuierlichen und diskontinuierlichen Bau- und Nutzungszusammenhänge zwischen der Trierer Nordost- und Südostkirche sind (noch) nicht genügend überschaubar, um hier wirklich weiterzukommen. Dies bezieht auch das „Baptisterium“ in die Diskussion ein; zumal sein sakraler Charakter und seine liturgische Funktion über den Gesamttraum der Nutzungsdauer nicht über alle Zweifel erhaben scheinen (S. Ristow, Frühes Christentum im Rheinland. Köln 2007, 197). Methodisch scheinen die Ziegel der Mainzer Dukatstruppen für absolutchronologische Fixierungen in Trier jedenfalls kaum geeignet zu sein.

Jochen Haas, Mainz

Jürg Schweizer, **Baukörper und Raum in tetrarchischer und konstantinischer Zeit.** Der Außenaspekt der weströmischen Architektur im 4. Jahrhundert. Neue Berner Schriften zur Kunst 9 (Verlag Peter Lang, Bern 2005). 276 S., 119 Abb. ISBN 3-03910-640-6. Broschiert, SFr. 75,00.

Die Erforschung der spätantiken Kunst erlebt zur Zeit eine Renaissance, die in den großen Ausstellungen von Rimini, York und Trier einen Höhepunkt erreicht hat. Als wichtiger Diskussionsbeitrag erweist sich ein Buch zur spätantiken Architektur, mit dessen Untersuchungen der Verfasser bereits 1973 promoviert wurde.

Zur ausbleibenden Ergänzung mit neueren Forschungsansätzen bekennt sich der Verfasser folgerichtig in seiner Einleitung (S. 13). Diese Vorbemerkungen sind wichtig, möchte man die folgende Einschätzung in angemessener Weise würdigen.

Der Verfasser löst sich bereits im Titel seiner Arbeit von einer allgemeinen Architekturgeschichte, um zwei Aspekte – Baukörper und Raum – als Elemente herauszugreifen, an denen sich Entwicklungen der Architektur ab dem späten 3. Jh. n. Chr. erkennen lassen. Die Erwartungen des Lesers werden noch gesteigert, wenn der Außenbau der Spätantike – wie der Umschlagtext verrät – grundlegende Bedeutung für die romanische Baukunst, aber auch für die Architektur des frühen 19. Jhs. erhält (S. 14).

In seiner Einleitung lenkt der Verfasser den Blick auf die Spätantike und beschreibt ein geschichtliches Problem, das sich allerdings in den letzten 25 Jahren grundlegend gewandelt hat. Der Verfasser hat zu Recht das Fehlen einer kunsthistorischen Wertschätzung und eingehenden Untersuchung der Spätantike beklagt (S. 10). Mit der Untersuchung des Außenbaus möchte er eine wichtige Lücke in der Er-

forschung der spätantiken Kunst schließen. So richtig dieser Ansatz ist, so grundlegend anders ist inzwischen die Forschungslage. Um die Leistungen seiner Arbeit richtig vorzustellen, seien einige Eckpunkte genannt, die die Forschung zur spätantiken Kunstgeschichte in den letzten 25 Jahren mitbestimmt haben.

Mit den Ausstellungen zur spätantiken Kunst in New York (1977), Frankfurt (1983) und Mailand (1985) erhielt die Diskussion wichtige Impulse. Dabei standen nicht allein Fragen zu einzelnen Denkmälern, sondern eine neue Sicht spätrömischer Kunstgeschichte im Vordergrund. Gleichzeitig besann man sich grundlegender Erkenntnisse, die, wie es bereits A. Riegl 1912 formulierte, der Spätantike einen eigenständigen, von dem klassischen Entwicklungsmodell losgelösten Kunstwillen zugestand. Dem linearen Entwicklungsmodell ist eine differenzierte Betrachtungsweise gewichen, die der Spätantike Eigenständigkeit und keineswegs Verfallserscheinungen zugesteht. Während die klassische Archäologie erst in den letzten Jahrzehnten Zugang zur Spätantike fand, war es vor allem ein Verdienst der frühchristlichen Archäologie, die eine Zeit des vermeintlichen Verfalls und Rückgangs klassischer Stilformen nicht als Niedergang, sondern als Neubeginn titulierte.

Es überrascht daher nicht, daß übergreifende Arbeiten zur spätantiken Architektur sich auf die Entwicklung des frühchristlichen Kirchenbaus und spätantiker Residenzanlagen konzentrierten. Dabei standen neben der Entwicklung der Grundriß- und Raumkonzeption vom 4. Jh. bis zum 7. Jh., vor allem Fragen zur religiösen Bedeutung des Konzepts im Vordergrund (s. zum Verständnis des Raumes: H. Brandenburg, *Die frühchristlichen Kirchen Roms, Regensburg* 2005, 15).

Zwar ist sich der Verfasser bewußt, daß die Spätantike längst nicht mehr als Niedergang angesehen werden kann (S. 13), ohne jedoch methodisch eine Konsequenz zu ziehen. Es fehlen Aspekte zur Epochengliederung, dem Transfer kunsthistorischer Entwicklungen im 3. Jh. und Überlegungen zur terminologischen Bewertung stilgeschichtlicher Prozesse. So steht die tetrarchische Zeit stets am Anfang einer neuen Epoche, die losgelöst von den Entwicklungsprozessen des 3. Jhs. auftritt. Die Betrachtung einzelner Baukomplexe wird dadurch von ihrem historischen und kunsthistorischen Kontext isoliert. Aufgrund dieser Ausgangslage fordert er den Leser auf, seine forschungsgeschichtlich gebundene Arbeit, auf ihre langfristige Tragfähigkeit von Ideen und Betrachtungsweisen zu prüfen. Bereits am Ende der Einleitung wird deutlich, daß er trotz der unterschiedlichen Dokumentationslagen der Einzelmonumente strukturelle Gemeinsamkeiten im Verständnis von Raum und Außenbau herausarbeiten möchte, die nicht nur zeitstilistisch für das 4. Jh. ein Novum dar-

stellen, sondern gleichzeitig langfristige Aufnahmen in der nachantiken bis modernen Architektur finden (S. 14).

Zunächst unterteilt der Verfasser seine Betrachtung in Gattungen profaner öffentlicher Bauwerke. Christliche Gebäude seien aus seiner Betrachtungsweise von ihrer religiösen Konnotation befreit, als Beispiele einer zeitgebundenen Architekturform ebenso in die Untersuchung miteinbezogen (S. 14). Es sei angemerkt, daß diese Trennung von heidnischer und christlicher Architekturgeschichte forschungsgeschichtlich heute keine Gültigkeit mehr besitzt.

In drei Abschnitten – Gattung (S. 15-72), Motive (S. 73-138) und übergeordnete theoretischen Architekturmerkmale (S. 113-138) –, untersucht der Verfasser signifikante Bauwerke auf die Frage nach Neuerung und Gemeinsamkeiten von Um- und Aufriß. Ein weiteres Kapitel (S. 139-178) schließt mit der Untersuchung ausgewählter Fallbeispiele die Arbeit ab.

Von Beginn an vermeidet der Verfasser den Begriff Grundriß, um zwischen einer Bestimmung der Innenraumgestaltung von der Konzeption des Außenbaus zu unterscheiden. Dagegen verwendet er den Begriff Umriß (S. 17 Anm. 8), der als äußere Begrenzungslinie, die er dreidimensional versteht, gleichzeitig über den Aufriß Auskunft geben kann. Diese gegenseitige Bedingung von Flächendisposition und Rekonstruktion aufgehender Architektur ermöglicht ihm, den fragmentarischen Erhaltungszustand spätantiker Architektur zu kompensieren. Gleichzeitig wird bereits hier deutlich, daß es um die Bestimmung von räumlichen und körperlichen Aspekten der Architektur geht. Ein drittes und wichtiges Instrumentarium zur Rekonstruktion und Bewertung bilden die Verwendung von Veduten antiker Gebäude, die er am Ende seiner Arbeit nochmals für die Fallbeispiele zusammenfaßt. Trotz der denkbar schlechten Ausgangslage wagt der Verfasser den überregionalen Vergleich von Großbauten in Rom, Mailand, Trier, Arles und anderen Städten.

Ausgehend von Thermenbauten (S. 23 ff.) und Befestigungsanlagen (S. 29 ff.) stellt er grundlegende Merkmale wie die Stereometrie des Wandaufrisses und Fenstergliederungen heraus. Diese Charakteristika sucht er in weiteren Bautypen wiederzufinden. Nahtlos findet er für die Darstellung eines Entwicklungsmodells in den Zentralbauten (S. 33 ff.) des späten 3. und 4. Jhs. einen besonders aufschlußreichen Architekturtypus. Unterteilt in sechs Einzeltypen arbeitet er die immer wiederkehrende Gemeinsamkeit von einer zunehmenden Stereometrie und Vertikalgliederung der Außenhaut des Baus hervor. Anhand solcher Umrißkonzeptionen begründen sich die Vor- und Rücksprünge spätantiker Fassadengliederungen. Dadurch entsteht eine körperli-

che Einheit von Außen- und Innenbau, die jedoch erst durch die neue Betonung des Außenbaus als eigenständiger Baukörper verwirklicht werden kann.

Die Reihung zeitlich unterschiedlicher Bauwerke läßt allerdings teilweise den intendierten Entwicklungsgedanken nicht wieder erkennen. Zwar tauchen punktuell Vergleiche zu früheren Architekturkonzepten auf, die jedoch aufgrund der Verschiedenartigkeit wenig zur Entwicklung beitragen können. Gerade hier zeigt sich ein forschungsgeschichtliches Problem. Durch zahlreiche Arbeiten zu den Rundbauten in Rom durch J. J. Rasch und H. Brandenburg, sowie den umfassenden Arbeiten zu den Umgangsbasiliken und angeschlossenen Grabbauten sind in den letzten Jahrzehnten neue Arbeiten entstanden, die unberücksichtigt bleiben mußten. Dies schmälert jedoch nicht die Aspekte, denen sich der Verfasser widmet. Sein Anliegen ist die Bewertung abstrakter Formkonzepte, die zur Vereinheitlichung der spätantiken Architektur führen könnten. Erst jetzt erfährt der Leser (S. 50; 57), welche Abstraktionen hinter der Aufrißgestaltung liegen. Wichtige Aspekte wie dem Wechsel geometrischer Körper wären weit wichtiger für die Fragestellung als für das Ergebnis. Ebenso wichtige Aspekte wie die Trennung von baustatisch bedingten Formen (S. 55) und formalen Wandstrukturierungen gehen zuweilen in den Fallstudien unter. Dabei sind gerade diese Merkmale für die Bewertung kunsthistorischer Entwicklungen und Beschreibungen bautechnischer Merkmale von großer Bedeutung.

Als gemeinsamer Nenner taucht immer wieder die Nischengliederung der Fassade in Verbindung mit der konkaven Gestaltung des Umrisses auf (S. 52 ff.). Diese sich gegenseitig bedingenden Bauformen bilden Raumkörper, die aufgrund ihrer Häufung in der Spätantike als Zeitstil benannt werden können. Gleichzeitig läßt sich eine zunehmende Freistellung der Architektur von Säulenhallen und Annexbauten feststellen, die den „Kernbau“ isolieren und damit eine neue Aufgabe zur Außengestaltung herausfordern. Tatsächlich könnte man die Caldariumrotunde der Konstantinsthermen (S. 58 f.), die an die Grenze baustatischer Möglichkeiten ging, als Höhepunkt dieser Entwicklung beschreiben. Hier scheint der Wechsel von Fassadennischen und ApSIDENKranz zu einer Eigenständigkeit von Außenbau und Innenraum geführt zu haben, ohne dabei die gegenseitige Ablesbarkeit aufzugeben.

Es bleibt jedoch offen, ob die von dem Verfasser herausgearbeitete Entwicklung von zunächst unabhängigen Bautypen und Bauformen hin zu einer zunehmenden Variation und Kombination von Baukörpern und vertikalen Fassadengliederungen tatsächlich linear verläuft. Nach seiner detaillierten Baubetrachtung der

Rundbauten folgt ein kurzes Kapitel zur Denkmalpflege in der Spätantike (S. 63 ff.). Gerade hier berührt der Verfasser ein wichtiges Thema, das zu Recht an den Entwicklungsgedanken anknüpft, inzwischen aber deutlich ausführlicher behandelt werden müßte. Es sei angemerkt, daß gerade die kunsthistorischen Entwicklungen der ersten Hälfte des 4. Jhs. durch neue Impulse alter Traditionen geprägt sind.

Im zweiten Teil seiner Arbeit widmet sich der Verfasser einzelnen signifikanten Architekturmotiven und ihrer Bedeutung für die Spätantike. Die Motive Pfeiler und Lisenen, Blendarkaden, einzelne Fenstergliederungen und Gesimse tauchten zwar schon bei den Fallstudien der Architekturgattungen auf, werden aber nun nochmals eingehend auf ihre Entwicklung und Herleitung untersucht (S. 73 ff.). Die detaillierten Beobachtungen führen wiederum zu dem Schluß, daß die Motive zunehmend ihre statische Bedeutung verlieren und sich als Gliederungselement dem Baukörper des Außenbaus unterordnen. Wiederholt wird deutlich, daß am spätantiken Außenbau Bauformen den Baukörper nicht allein aufgrund architektonischer Bedingungen strukturieren, sondern als graphisches Element beliebig einsetzbar werden. Dadurch erhält der Außenbau als Baukörper ein Eigenleben und ist somit zunächst getrennt von ihm bewertbar (S. 83 f.; 93).

In einem dritten Abschnitt (S. 113-138) stellt der Verfasser spätantike Merkmale übergeordneter Architekturprinzipien heraus. Nochmals wird auf die Entwicklung eingegangen, die zu einer Freistellung (S. 113 ff.) der funktional bedingten Baukörper in der Spätantike führt. Während in der frühen und mittleren Kaiserzeit der Außenbau lediglich als Mantel der Innenraumgestaltung dient, würde seine Bedeutung erst in der Spätantike an Selbständigkeit gewinnen (S. 114 ff.). Als wichtigen Bestandteil dieser Selbständigkeit sieht der Verfasser die Befreiung oder Freistellung von umliegender Architektur sowie die Ablesbarkeit der Raumauffassung als eigenständigem Baukörper (S. 115). Diese „Verräumlichung“ des Außenbaus ist für den frühchristlichen Kirchenbau schon lange bekannt, der durch seine markante Kreuzform das Gefüge des Innenraums klar kennzeichnet.

Als Folge dieser Entwicklung möchte der Verfasser eine zunehmende Abstraktion am Bau erkennen. Als Ursache einer „Abstraktion“ nennt er die fehlende Ablesbarkeit von Proportionsverhältnissen. Diese entstünde durch das Fehlen von Baugliedern, die durch ihre „proportionale Bindung der Einzelteile zum Ganzen als Maßstab herangezogen werden können“ (S. 119). Wie die Trierer Palastaula tendiere der Bau stärker zur Flächigkeit. Die somit neu entstandene Monumentalität der Bauwerke versteht er als zeitstilistisches Merkmal.

Inwieweit diese vertikale Struktur der Bauwerke und ihre durch „stereometrisch reine Formen“ (S. 121) wie Prismen, Quader und Zylinder an Bauwerken wie den Kaiserthermen in Trier eine monumentale Wirkung auf den Betrachter ausgeübt haben, müßte aus ihrer urbanen Einbindung bewertet werden. Sicherlich muß den Besucher Triers bei der Gegenüberstellung der Barbarathermen und der neu ausgebauten Forumsbasilika sowie der Palastaula die Abstraktion des Baukörpers deutlich vor Augen geführt worden sein. Tatsächlich setzen sich die Bauwerke von den sie umgebenden römischen „Altbauten“ durch Struktur und Formsprache deutlich ab. Ihre heutige urbane Freistellung entspricht jedoch nicht immer dem antiken Zustand. Gerade die Palastaula war eingebunden in ein Geflecht von Anbauten. Daran schließen sich Wohnbauten, die seit dem 2. Jh. die Größe von Häusern in Ostia besessen haben müssen. Damit waren Blickachsen verstellt und Größendimensionen nicht immer ablesbar. Ebenso verhält es sich mit der Maxentiusbasilika und den Konstantinthermen in Rom. Lediglich die Bauwerke am Stadtrand und an größeren Ausfallstraßen sind als Solitärgebäude weithin sichtbar und als freigestellte Architekturen auch in der Antike ablesbar gewesen.

Die grundlegenden Veränderungen an Raum und Raumkörper werden nochmals an der Gestaltung der Außenwände (S. 130 Anm. 31) als zunächst flächige Raumbegrenzungen beschrieben. Durch ihre zunehmend plastisch-körperliche Durchbildung und einer Abstraktion (S. 188 ff.) werden sie und ihre Bauglieder Bestandteil der Mauermasse. Ihre Entwicklung ist zwar kunsthistorisch aus Lisenen, Pfeilern oder Blendarchitekturen abzuleiten, sei aber nun einzig der Durchbildung der Wand als plastische, formbare und homogene Masse untergeordnet (S. 132). Jede Form der eigenständigen Binnengliederung ordnet sich diesem Gedanken unter oder fällt vollständig aus. Tatsächlich ist durch den Wegfall der statischen Strukturierungen des Außenbaus an den Zentralbauten eine Einheit zwischen Raumkörper und Außenbau entstanden, bei dem beide Bauteile unabhängig voneinander das Raumkonzept wiedergeben.

Inwieweit die Verwendung des Glattputzes im Gegensatz zur Stuckquaderung ein Bestandteil dieser neuen Architekturidee sein kann und die Körperlichkeit des Außenbaus zusätzlich unterstützt, müßte an weiteren Beispielen untersucht werden (S. 133 f.).

Diese Wertigkeit des Außenbaus als eigenständigen Baukörper steht – so der Verfasser – nicht etwa in einem Konflikt mit dem Innenraum, sondern macht diesen ablesbar und läßt seine Gestaltung als logische Folge verstehen. Mit dem Begriff der Transparenz (S. 134) wird die nun entstandene neue Architekturform

nochmals deutlich vom „Mauermantel“ abgesetzt. Die Ablesbarkeit des inneren Raumkörpers am eigenständigen Außenbau macht die Architektur transparent und läßt eine gleichwertig, aufeinander angewiesene Beziehung zwischen Außen- und Innenraum (S. 136 ff.) entstehen.

In einem abschließenden Kapitel werden nochmals 16 Bauwerke des behandelten Zeitraums vom späten 3. Jh. bis mittleren 4. Jh. katalogartig erfaßt. Details, die bisher noch nicht zur Sprache kamen, vermischen sich mit Ergebnissen vorangegangener Analysen. Die historischen Quellen, wie Beschreibungen und Veduten, stellen den wichtigsten Erkenntniszuwachs dar. Die ohnehin stark veränderte Forschungslage – es seien nur die wichtigen Arbeiten von J. J. Rasch zum Maxentius-Mausoleum (1984), dem Mausoleum bei der Torre de'Schiavi (1993) und zum Helenamausoleum (1998), sowie die Beiträge zur spätantiken Architektur im Ausstellungskatalog Aurea Roma (Roma 2000) 200-229 genannt – läßt die Frage nach der Notwendigkeit des Kapitels aufkommen.

Die Trennung der Kapitel nach Gattung, Motiv und Architekturtheorie ermöglichen die Betrachtung von Teilaspekten. Gegenseitige Bedingungen werden jedoch erst am Ende der Arbeit sichtbar. Die detaillierten Beobachtungen sind an den einzelnen Fallbeispielen mit großer Präzision durchgeführt und ermöglichen neue Perspektiven in der Verknüpfung von Baugruppen und Entwicklungsprozessen. Einmal mehr tritt die Bedeutung der Trierer Großbauten hervor.

Das Buch weckt das Interesse, ältere Ansätze und Ideen mit der heutigen Forschung abzugleichen sowie methodische Ansatzpunkte und Terminologien zu diskutieren. Die Streuung der Fallbeispiele im gesamten Text sowie sparsam gehaltene Überleitungen, lassen die Charakteristika der Einzelbeispiele nicht immer als Ganzes erkennen. Entwicklungsschemata und Vergleiche werden dadurch nicht immer transparent.

Die Untersuchung zeigt jedoch einmal mehr, wie wichtig es ist, Ideen zu publizieren, die eine Diskussion anstoßen, wenn nicht sogar herausfordern.

Georg Breitner, Trier